
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 45. Bydgoszcz/Bromberg, 25. Februar 1938



(32. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Immer wieder staunt Helbing voll Freude die Veränderung an, die in so kurzer Zeit mit dem Freund vor sich gegangen ist.

„Das Glück leuchtet dir ja förmlich aus den Augen, Bernd."

„Ist weiter nicht verwunderlich, alter Franz, wo ich doch bestimmt der glücklichste Sterbliche auf der ganzen, großen weiten Welt bin."

Bereitwillig erzählt Bernd, denn er kann von allen nur Gutes und Frohes berichten.

So vergeht die Zeit, und längst ist die Stunde überschritten, da Susanne Steinhoff, die Hotelstenotypistin bei Rechtsanwalt Rainer auf Zimmer 77 des „Nassauer Hof" zum Diktat anzutreten pflegt.

„Mein Gott, wo sie nur bleibt," sagt Bernd.

Und nun klopft es auch,

Aber nicht Suse kommt ins Zimmer, sondern Erika. Erika, bleich, verstört, mit vom Weinen geröteten Augen.

„Was ist geschehen, Fräulein Lenz?" schreit Bernd auf, von ungeheurer Angst befallen.

„Das frage ich Sie, Herr Doktor."

„Wo ist Suse?"

„Fort!"

„Wohin, um Gottes willen, wohin ist sie . . ."

Achselzucken.

„Und wann . . . ich meine, seit wann ist sie fort?"

„Sie muß wohl schon heute nacht fortgefahren sein. Ihr Bett war unberührt."

„Aber, das ist doch unmöglich! Wahnsinn ist das!" Immer tiefer gerät Bernd in eine kaum zu bändigende Erregung.

Helbing legt sich ins Mittel, sobald er die Lage erfaßt hat. Rasch verständigt er sich mit der Lenz über den Tatbestand, indes Bernd wie ein Irrer vor sich hinstiert.

„Sie sehen die Fassungslosigkeit meines Freundes, der mir heute die Braut zuführen wollte."

„Ob Suse vielleicht gerade davor geflohen ist, Herr Helbing?"

„Das kann ich kaum für wahrscheinlich halten, Fräulein Lenz."

„Hier, diesen mit Maschine geschriebenen Zettel habe ich von ihr gefunden!"

Helbing liest:

„Meine liebe Erika!

Jetzt ist es so weit. Nun muß ich handeln. Das ist für mich gleichbedeutend mit — gehen! Susanne Steinhoff ist nämlich längst gestorben! Glauben Sie nicht, Erika, daß ich verrückt geworden bin. Nein. Nein. Ich bin ganz klar. Bald werden Sie mich begreifen, wenn — Sie mich trotzdem lieb behalten. Und wenn — er mich nicht verwirft.

Susanne"

„So wenig ich von all dem begreife, Herr Helbing, so bleibt doch eines für mich bestehen. Und zwar ganz fest und unerschütterlich: Die Suse ist ein grundehrlicher und vornehmer Mensch. Es muß da eine unglückselige Verkettung schwieriger Umstände sie bedrängen . . ."

„Und das müssen wir eben aufklären!" Plötzlich ist Leben und Bewegung in Bernd gekommen. „Haben Sie Dank, Fräulein Lenz, vielen Dank und helfen Sie uns!"

Auch Helbing schüttelt dem Mädchen die Hand und bittet sie, sich darüber auszusprechen, welcher Art die von ihr vermuteten verhängnisvollen Verkettungen wohl sein könnten.

Das tut Erika nun sehr ausführlich. Erzählt, daß die Kollegin Steinhoff beispielsweise keine Papiere besessen und behauptet habe, diese seien ihr mitsamt ihrem Gepäck am Kölner Bahnsteig verloren gegangen.

„Diese Darstellung war keineswegs glaubhaft, meine Herren, sowie es auch sehr auffallend gewesen ist, daß Suse gar nichts dazu getan hat, diese angeblich in Verlust geratenen Papiere wiederzubekommen und sich auch ebensowenig um die Beschaffung von Ersatzstücken bemüht hat." Und wörtlich gibt sie nun das Gespräch wieder, das sie über diesen Punkt mit Suse geführt hat. Schließlich erklärt sie, sie glaube bestimmt, daß Suse triftige Gründe gehabt haben müsse, einen Strich unter ihr bisheriges Leben zu ziehen.

„Sicherlich ist es auch wahr gewesen, daß sie hatte ins Ausland gehen wollen, aber zum Schluß nicht die Kraft aufgebracht hat, diese Absicht durchzuführen. Als sie mir das erzählte, war keine Spur einer Lüge, Ausflucht oder Beschönigung in ihrem Ton."

„Ob wir vielleicht in der Baugesellschaft nachfragen, in der sie zum Schluß in Berlin in Stellung war?" meint Helbing, möglicherweise finden wir da einen Anhaltspunkt."

„Ja, das könnte schon sein," entgegnet Erika, „aber ich glaube, Herr Doktor Rainer hört uns überhaupt nicht mehr zu."

„O doch, ich weiß sehr genau, was ihr sprecht, aber mir kommt plötzlich ein anderer Gedanke, wo vielleicht ein Schlüssel zu Suses rätselhafter Flucht zu suchen wäre."

„Was meinst du, Bernd,"

„Daß gestern allerhand Auffälliges in ihrem Verhalten war, dem ich zuerst natürlich keine Bedeutung beimaß, das mir aber jetzt entschieden zu denken gibt; denn der heutige Tag rückt wohl alles in ein anderes Licht. Es war das, daß Suse mit allen Mitteln, halb scherzhaft, halb ernsthaft verhinderte, daß ich einen Bericht Gödickes, den sie zuerst gelesen hat, auch sogleich zu Gesicht bekam. Wenn ich nun zurückdenke, will es mir scheinen, als sei Suse nach dem

Eintreffen dieses Briefes nervös gewesen, und dann auch wieder traurig . . . jedenfalls verändert. Der Brief ist hier . . ."

„Ja, dann ist es aber wirklich hohe Zeit, daß du ihn liest, Bernd. Entweder gibt er wirklich einen Fingerzeig, oder aber du hast dich getäuscht. Jedenfalls müssen wir wissen, woran wir sind."

„Ich habe plötzlich solche Angst, Franz . . . hier, bitte, lies du . . ."

Es ist mäuschenstill im Zimmer, als Helbing den Briefumschlag aufreißt.

Bernds und Erikas Blicke hängen an dem Lesenden, der sich jäh verfärbt und murmelt:

„O Gott . . ."

Da wird Bernds bohrende Angst zum schneidenden Schreck. Er greift nach dem Blatt. Hinter seiner Schulter jagen auch Erikas Augen darüber. Dann flattert es zu Boden . . .

Wieder lastet eine unheimliche Stille über dem Raum und den Menschen . . .

Dann würgt Helbing mühsam heraus:

„Als Gödicke hörte, daß ich zu dir fahre, hat er mir das Aktenstück „Sekuritas"/Steinhoff für dich mitgegeben."

„Dann bitte ich darum . . . ich werde es gleich . . . studieren." Wund und verzweifelt klingt Bernds Stimme.

Erika schleicht sich hinaus.

Untätig, tief versunken in schmerzliches Sinnen sitzt sie im Schreibzimmer.

Dort findet sie Helbing.

„Daß mein armer Freund jetzt auch diese Enttäuschung erleben muß!" stößt er anklagend hervor, „das ist zu viel. Das kann er niemals überwinden!"

„Sie jammern um Ihren Freund, Herr Helbing. Ich trauere um meine Freundin."

„Glauben Sie, daß sie ihn wirklich geliebt hat?"

„Das weiß ich so sicher und gewiß, wie daß ich lebe, sehe, höre, fühle . . . Nein, nein, ich werde nicht wankend in meinem Denken und Empfinden für die arme, unglückliche Susanne. Sie haben Sie ja nicht gekannt, Herr Helbing. Von Ihnen kann ich das darum nicht erwarten. Wohl aber von Doktor Rainer. Sagen Sie, wie stellt er sich dazu?"

„Da fragen Sie mich zu viel, Fräulein Lenz. Er hat mich fortgeschickt und sich eingeschlossen. Mir bangt grenzenlos um ihn; denn ich weiß: das hat ihn bis ins Mark getroffen. Alles, was er bisher an Unglück in seinem Leben erfahren hat, wiegt nicht so schwer wie dieses Leid . . ."

In ihrer Sorge um Freund und Freundin bleiben Helbing und Erika beisammen. Sie beratschlagen, erwägen und — kommen doch nicht von der Stelle, tappen weiter im Dunkeln. Empfinden einzig die Wohltat, von dem sprechen zu können, was ihre kummervollen Gedanken erfüllt.

*

Auch am folgenden Tag verläßt Bernd sein Zimmer nicht. Duldet nur Lord um sich, den man hinter der Tür winseln hört.

Helbing zur Tatenlosigkeit verurteilt, weiß in steigender Unruhe nicht, was beginnen; um so weniger, als die Lenz in Erfüllung ihrer Pflichten keine Zeit findet, sich ihm zu widmen.

In dieser zerrissenen Stimmung erreicht ihn ein Brief, bei dessen Anblick er vermeint, von einem wüsten Spuk genarrt zu werden; denn der in wohlbekannter Handschrift vermerkte Absender lautet: Blandine Rainer, Köln, Domhotel.

Dauert es Sekunden, Minuten oder Stunden, bevor er ihn öffnet und liest — —?

„Lieber Freund Helbing!

Den ersten Schreck haben Sie ja nun schon überwunden, denn ich habe absichtlich den Absender mit so großen, auffallenden Lettern geschrieben. Und so können Sie ja jetzt bereits gesammelt die Erklärung dieser gewiß nicht unwirklichen, sondern höchst irdischen Zeilen lesen; und werden nun dadurch erfahren, daß eine jener namenlosen Unglücklichen, die immer wieder dem Leben zum Opfer fallen, an meiner Stelle die letzte Ruhe im Erbbegräbnis der Rainers gefunden hat, während ich — gerettet worden bin. Aber ich habe lange krank gelegen. Hatte zuerst auch vollkommen das Gedächtnis verloren. Konnte mich deshalb auch nicht früher melden. Nun, darüber sprechen wir wohl bald.

Ich habe bei Ihnen in Berlin angerufen und erfahren, daß Sie in Wiesbaden Bernd Gesellschaft leisten. Das trifft sich günstig; denn meine Bitte an den Freund des Rainerhauses geht dahin, Sie mögen meinen Mann davon verständigen, daß seine Frau seiner wartet.

Lieber Franz Helbing! Entsinnen Sie sich noch unseres Gesprächs, damals, als Sie mich in den Frühling hinausfuhren? Als Sie mich meiner mutlosen Stimmung entreißen, mir Vertrauen zum Leben einflößen wollten, indem Sie mir predigten, wie wir Menschen doch immer unterwegs seien? Wie haben Sie doch Recht behalten! Ja, und tausendmal ja: Das Schicksal, das törichte, grausame, unerbittliche, das kluge, unbegreifliche, barmherzige, kennt keinen Einhalt, ehe es nicht seine Kette zu Ende geschmiedet hat.

Ich erwarte Ihre baldige Nachricht und bin mit vielen Grüßen der Freundschaft

Ihre Blandine Rainer."

„Bernd! Du mußt mich einlassen! Ich habe eine wichtige Nachricht!"

Der Schlüssel wird im Schloß gedreht, die Tür geöffnet. Eine hoffnungslose Stimme kommt:

„Ist das auch wahr, Franz?"

„Ja . . . ein Brief ist eingetroffen!"

„Von . . . ihr?"

„Von — deiner Frau!"

„Meine Frau ist Suse."

„Nein . . . hier . . . lies selbst!"

Bernd liest und überrascht Helbing, der auf einen wilden Ausbruch gefaßt ist, durch seine vollkommene Ruhe. Langsam geht er im Zimmer auf und ab.

„Menschen unterwegs . . . jawohl, das sind wir . . . alle . . . immer . . . Mein Weg ist stets steil gewesen, ob er auf- oder abwärts führte . . . Aber nun wird er wohl in einer Ebene verlaufen, die weder Höhen noch Tiefen kennt . . ."

„Was willst du damit sagen, Bernd?"

„Keine Aufregung, Franz, wo ich selbst so ruhig bin. Es ist schon gut und weise eingerichtet von einem versöhnlichen Geschick, daß Dina plötzlich da ist. Ja, Dina ist etwas Reines, Edles . . . eine Wohltat. Kein jauchzendes Glück, wohl aber ein friedlicher Segen. Trotz aller Schmerzen und — darüber hinaus — Lebensinhalt; denn mit ihr und für sie erwachsen mir doch noch außer der Kanzlei Pflichten. Schöne Pflichten. Und Pflichten sind allein schon Daseinsberechtigung, nicht wahr? Man darf bloß nicht so töricht sein, das Glück, das ganz große Glück, erhaschen zu wollen. Das Glück, das einem eben nicht beschieden ist, weil man nicht zu den Auserwählten gehört . . ."

„Und wenn du nun doch vorher die andere geheiratet hättest, bevor deine Frau in dieser Weise von den Toten zurückgekehrt wäre, was würdest du dann . . ."

„Ach, Franz, zerbrich dir darüber nicht den Kopf. Und lasse so ein „Wenn" überhaupt nicht erst laut werden. Das ginge denn doch über meine Kraft. Laß uns einfach die Tatsachen hinnehmen."

„Du bist unheimlich, Bernd."

„Aber, wieso denn, Ich habe mich gefunden. Hast doch nicht am Ende geglaubt, ich würde das glücklose Leben einfach hinwerfen? Müßtest doch eigentlich wissen, daß wir Rainers dazu immerhin zu viel Pflichtgefühl besitzen."

„Und was soll also nun geschehen, Bernd?"

„Ja, zunächst muß ich dich wieder um einen Freundschaftsdienst bitten, alter Franz."

„Du weißt, daß du immer über mich verfügen kannst."

„Dann sei so lieb und fahre nach Köln. Erzähle du Dina alles, was ich in dieser Zeit erlebt habe mit Felicitas und Susanne; daß ich zu so viel schmerzlicher Enttäuschung sehend geworden bin. Und zwar mußt du alles so schildern, wie es war. Nichts beschönigen von Felicitas' Unwürdigkeit und ihr auch offen sagen, daß Susanne trotz allem meine große Liebe bleibt. Da sie von mir ging, achte ich ihren Willen und kehre zu meinen Pflichten zurück. Willst du das für mich tun, Franz?"

„Ja, Bernd, aber sage mir, warum du das so haben willst."

„Dina hat wohl ein Recht, die vollste Wahrheit zu erfahren. Das bin ich ihr schuldig. Und wenn ich ihr das alles durch dich sagen lasse, geschieht es deshalb, weil du ihr freundschaftlich nahestehst, auch ihr Beistand gewesen bist, solange ich blind war. Sie hat — wohl aus demselben, oder doch aus einem ähnlichen Gefühl heraus — ebenfalls dich als Vermittler angerufen; hat sie doch diesen Brief hier ja an dich gerichtet."

„Ich verstehe, Bernd. Und . . . was versprichst du dir davon? Ich meine, von meiner Mission bei ihr?"

„Sieh, Suse hatte etwas, nein, sogar sehr viel von Dinas Wesen. Das war Beglückung für mich in der Zeit erfüllter Liebe. Jetzt, da ein Verhängnis dieser Liebe den Boden geraubt hat, soll das Wiederfinden von Suses Art in Dinas Persönlichkeit mir Halt und Stütze sein, mich zurechtzufinden in dieser für mit entgötterten Welt. Ein Geschenk des Himmels würde es mir da bedeuten, wenn Dina mir über alles Geschehene und Kommende hinweg ihre treue Schwesterliebe bewahrte. Willst du mir dazu helfen, mein guter Franz? Jetzt, da ich so schwer am Boden liege . . .?"

Ja, wäre das nicht der Fall, dann würdest du von mir allerhand über deinen Egoismus zu hören bekommen, denkt Helbing mit seltsamem Ingrimm . . .

Wenige Stunden später verständigt eine Drahtnachricht Franz Helbings Frau Blandine Rainer im Domhotel in Köln, daß er anderntags gegen Mittag bei ihr vorsprechen werde.

*

In der Nacht, die diesem Tag vorangeht, finden weder Bernd noch Helbing Schlaf. Und auch die Frau, die in Köln wartet, wacht . . .

Endlos erschienen ihr die Stunden, diese merkwürdigen Geschöpfe; denn immer ist es so: Will man eine Stunde festhalten, dann hat sie es eilig, davonzulaufen. Sie hat keine Zeit für unsern Wunsch. Rennt weiter in ihrer Geschäftigkeit. Aber, wenn man eine Stunde herbeisehnt, dann sind die Minuten schläfrig und träge und haben viel, ach so unglaublich viel Muße in sich. Bewegen sich kaum vorwärts. Lassen uns warten, warten, warten . . .

(Schluß folgt.)

Der Mann, der nichts erlebte.

Skizze von Maré Stahl.

Der Gast, der seit einem Tage das beste Zimmer in dem kleinen Hotel bewohnte, war unzufrieden mit sich und der ganzen Welt.

Das freundschaftliche Gesicht des Wirts drückte gleichzeitig Mitgefühl und Schuldbewußtsein aus. Er hatte die unangenehme Empfindung, dem Gast nicht das geboten zu haben, was in der Werbeschrift stand: eine liebliche Gegend und einen äußerst frühen Frühling. Er wischte verlegen einige imaginäre Brotkrümel von der sauberen Tischdecke und brachte dann eilfertig das gewünschte Bier. Herr Kurz trank. Dann stellte er das Glas mit lautem Klapp zurück auf den Untersatz und sah immer noch geärgert den geschickten Händen Herrn Poches zu, die an Drähten zogen, Schrauben bewegten, klopften und hämmerten, denn er bastelte am Rundfunk.

Herr Poche lächelte wie immer. „Man erlebt nichts auf dem Dorf", sagte er und seufzte.

Herr Kurz lächelte mitleidig über so viel Bescheidenheit. „Na", sagte er tröstend, „hier ist es ja ganz nett. Man kann sich vorstellen, daß die Gegend bei anständiger Temperatur sogar ganz bezaubernd ist."

Der Wirt stand auf und trat vor eine gedruckte Tafel, die mit bunten Wegzeichen die schönsten Spaziergänge der Umgegend angab. „Hier", sagte er und fuhr mit der Hand die Landkarte entlang, „der Vogelsberg, der höchste Berg. Da sollten Sie einmal hinauf, Herr Kurz. Sogar Wilhelm von Humboldt ist da oben gewesen."

„So", sagte Herr Kurz interessiert und trat ebenfalls näher, „wie kommt man denn dorthin? Waren Sie schon einmal da oben?"

Herr Poche errötete. Er war zwar Mitglied des Gebirgsvereins, aber von Bergwanderungen hielt er — man glaubt es kaum — nichts.

Herr Kurz maß ihn mit einem Blick, der nur verächtlich genannt werden konnte. Nichts wissen die Leute, sagte der Blick, nicht einmal auf dem berühmtesten Berg der Umgebung waren sie, obwohl doch Humboldt selbst dort hinaufgestiegen sein soll.

Es entstand eine peinliche Pause.

Herr Kurz zog seine wollenen Handschuhe an und sagte: „Auf Wiedersehen!"

„Viel Vergnügen!" entgegnete der Wirt und räumte das Bierglas fort. Dann machte er sich aufatmend wieder an seine Bastelei.

*

Am nächsten Mittag berichtete Herr Kurz über den Marsch zum Vogelsberg. Der Gastwirt hörte andächtig zu und wunderte sich gebührend über den Mut und die Ausdauer des Herrn Kurz. Er versicherte, daß er in diesem Jahr bestimmt den Vogelsberg besuchen würde. Herr Kurz lächelte nachsichtig.

Herr Poche hatte den Rundfunk in Ordnung gebracht und drehte an dem Hebel.

„Radio Trieste!" ertönte die Stimme der italienischen Ansagerin.

„Ach ja — Italien", seufzte der Gast, „das ist noch ein Ländchen!"

Der Wirt nickte eifrig. „Italien ist wunderbar", sagte er, „und die Alpen erst, die sind ein bißchen höher als der Vogelsberg."

„Waren Sie denn dort?" fragte Herr Kurz herablassend.

„Ja, im Kriege", antwortete Herr Poche bescheiden.

„Ja, warum haben Sie denn das nicht früher gesagt!" rief Herr Kurz. „Ich fragte Sie doch neulich, ob Sie denn nichts erlebt hätten. Waren Sie lange dort?"

„Ja, sechs Isonzoschlachten lang."

„Sechs Isonzoschlachten!" rief Herr Kurz. „Nicht möglich. Und noch lebendig! Erzählen Sie doch!"

„Ja, was ist denn da groß zu erzählen", sagte der Wirt, „wir haben eben gekämpft."

Herr Kurz schüttelte den Kopf. „Sie tun, als ob das gar nichts wäre, aber Sie reden da von den letzten sechs Schlachten, und bei den ersten waren Sie nicht, Herr Poche?"

„Nein, da war ich gerade aus Sibirien gekommen und lag im Lazarett."

Herr Kurz schlug die Hände über den Kopf zusammen „In Sibirien waren Sie auch? Gefangen?"

Herr Poche nahm einen Schraubenzieher und drehte wieder an dem Rundfunk herum.

„Ich glaube, der Ton ist noch zu unrein", meinte er.

„Ach lassen Sie doch das Gerät", sagte Herr Kurz ärgerlich, „erzählen Sie lieber, auf welche Weise Sie aus Sibirien zurückkamen!"

„Oh, sehr einfach, Herr Kurz. Wir gingen immer zu Fuß, meine zwei Kameraden und ich. Wir waren aus einem Lager am Ussuri ausgerissen."

„Himmel, das liegt ja beinahe bei Wladiwostok!"

„Ja, der Ussuri ist ein Nebenfluß des Amur und wirklich ein bißchen weit fort von Deutschland. Überhaupt für Leute, die zu Fuß gehen, wissen Sie. Aber es blieb uns nichts anderes übrig, als zu sterben oder nach Hause zu kommen, und so gingen wir eben nach Hause."

Er sagte das ganz ruhig und saß da, die Hände zwischen den Knien, in seiner sauberen weißen Jacke und der weißen Schürze, ein friedlicher Bürger, dessen Lieblingsbeschäftigung es war, am Rundfunk herumzubasteln.

„Wir hatten keine Schuhe, die waren gleich draufgegangen, unsere Kleidung war uns vom Leibe gefallen,

wir gingen in Fellen. Wir sahen aus wie die [illegible] Räuber, und nachts schliefen wir in Höhlen, wenn wir im Gebirge waren, oder gruben uns mit einem flachen Stein ein Loch in die Erde. Wir schliefen wie die Hasen, immer mit offenen Augen. Wenn wir es hatten, machten wir uns ein Bett aus trockenem Reisig, das wärmt außerordentlich, nur wenn das Thermometer unter dreißig Grad fällt, dann ist es ein bißchen kühl. Unsere Füße hatten wir ebenfalls mit Fellen umwickelt, und wir gingen jeden Tag von Sonnenaufgang bis -untergang. Bei Nacht zu wandern war zu gefährlich, wir wären in Sümpfe geraten oder im Gebirge in Schluchten gestürzt. Manchmal sahen wir von fern die Hütten der Bauern und rochen den Geruch des Feuers. Es schien uns wunderbar, es war so traulich, obwohl es Rauch von getrocknetem Kuhmist war, denn damit heizten sie."

„Und wie lange dauerte Ihre Heimreise?" fragte Herr Kurz.

„Wir waren ein ganzes Jahr unterwegs", antwortete Herr Poche, „das heißt, ich — die anderen beiden starben. Dem einen erfroren beide Füße und konnte nicht weiter mit, wir trugen ihn lange Zeit. Aber er litt so große Schmerzen und konnte es nicht verwinden, daß er fortan ohne Beine sein sollte. Es wurde auch zu schlimm mit ihm, er wurde tiefsinnig darüber, daß er uns an der Flucht hinderte. Da erschoß er sich eines Nachts."

Der Wirt stand wieder auf und machte sich am Gerät zu schaffen. Der Gast sagte dieses Mal nichts. Er wartete stumm, bis sich Herr Poche wieder setzte.

„Und der andere?" fragte er.

„Der andere wurde gefangen, kurz vorm Ziel", antwortete der Wirt düster.

Wieder schwiegen beide.

„Es war im Ural", sagte Herr Poche, „und nur noch ein Katzensprung von Deutschland, wir fühlten uns schon so sicher, wie in Mutters guter Stube, wir waren zu unvorsichtig geworden. Ich kam davon, aber ich erlitt einen Nervenschock dadurch. — Durch das europäische Rußland irrte ich wie im Traum, ganz instinktiv behielt ich Richtung, wie ein Zugvogel ungefähr. Ich wäre so leicht zu fangen gewesen, wie ein zahmes Kaninchen. Aber ich hatte Glück. Ich kam nach Hause, kam ins Lazarett und wurde dann langsam gesund, obwohl es niemand zu hoffen wagte. Und dann kam ich gerade rechtzeitig, um die letzten Isonzoschlachten mitzumachen."

Herr Poche faltete mit einer leisen und sanftmütigen Bewegung die Hände über der Schürze. „Nein, das müssen Sie nicht denken, mein Herr, daß ich mir darauf etwas einbilde, das wäre ja noch schöner! Hier am Vogelsberg bin ich geboren, und hier will ich auch sterben. Wie können Sie denken, daß mir die Berge am Baikalsee wichtiger sind als der Vogelsberg. In diesem Jahr steige ich wirklich hinauf!"

Der Gast war auf einmal merkwürdig zahm geworden. „Und da sagen Sie, daß Sie nichts erlebt hätten", sagte er vorwurfsvoll.

„Ich dachte nicht, daß dies interessant ist", wehrte sich Herr Poche. Er trat ans Fenster. „Die Sonne kommt hervor", rief er fröhlich, „passen Sie auf, jetzt kommt wirklich der Frühling. Hören Sie — eine Lerche!"

Sein freundliches, rundes Gesicht strahlte.

„Na, von Ihnen kann man was lernen", sagte der Gast und griff nach Hut und Mantel. „Eine schöne Lektion haben Sie mir da erteilt, Herr Wirt!" Er drückte Herrn Poche die Hand und ging aus der Tür.

Der Wirt stand noch eine Weile da, als bemühe er sich, Klarheit in irgend eine Sache zu bringen. Aber es gelang ihm nicht. Er schüttelte nur verwundert den Kopf und drehte wieder, das Ohr schief geneigt, an seinem Rundfunkgerät.



Bunte Chronik



Ist Beatrix ein Glückskind?

In den holländischen Bauernhäusern und auf den holländischen Bauernhöfen beschäftigen sich die Leute weiter in diesen Tagen viel und liebevoll mit der kleinen Prinzessin Beatrix, die sie bisher nur auf Bildern und im Kino bewundern konnten. Der Name der Thronfolgerin hat denn auch genügend Gesprächsstoff abgegeben. Man erzählt sich, daß „Beatrix" ein wahrhaft königlicher Name sei, den merkwürdigerweise Prinzessinnen und Königinnen bisher nur selten getragen hätten. Und das, obwohl doch die Heldin eines der größten Dichtungen der Weltliteratur, die Geliebte Dantes, in seiner Göttlichen Komödie diesem Namen zu den höchsten Lobeshymnen verholfen hat. Gegenwärtig führt noch die älteste Tochter des Exkönigs von Spanien Alfons XIII. den Namen Beatrix. Er bedeutet im übrigen gleich zweierlei: einen Menschen, der glücklich ist und einen, der das Glück mit sich trägt. Und die Holländer fragen sich, ob solch ein Name nicht der schönste und begehrteste für eine kleine Kronprinzessin sein kann.

*

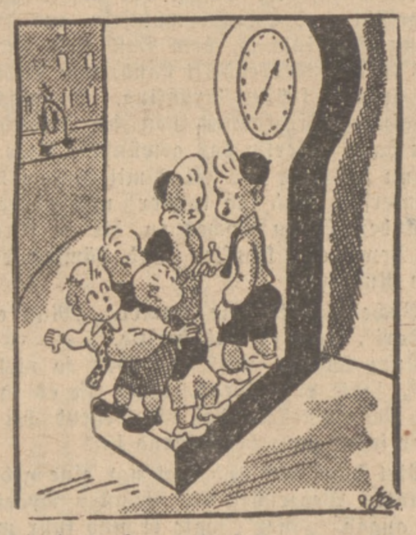
Wie man Geld „verdienen" kann.

Ein gewisser Nikolei Dmitrjewski versuchte auf folgende merkwürdige Art, reich zu werden. Er ließ durch Agenten in Wolhynien russische Goldmünzen aufkaufen, entzog ihnen durch ein chemisches Verfahren einen Teil ihres Goldgehalts und setzte sie dann wieder in Umlauf. Die goldhaltige Lösung schickte Dmitrjewski sodann nach Warschau und gab an, daß er sie von sowjetrussischen Eisenbahnern aus Zdolbunowo erhalte. Innerhalb einiger Jahre „verwertete" Dmitrjewski auf diese Weise 75 000 Goldmünzen, denen er Gold für 115 000 Zloty entzog. Für dieses Geld kaufte er sich drei Häuser und einige Plätze. Die Polizei kam dem betrügerischen Treiben jedoch auf die Spur und schritt ein. Das Bezirksgericht in Rowne verurteilte Dmitrjewski zu 30 Monaten Gefängnis und 5000 Zloty Geldstrafe, während seine Helfer zu Gefängnisstrafen von 2 und 1 Jahr verurteilt wurden.



Lustige Ecke





„Kann mir jemand von euch sagen, wieviel 288 durch 6 geteilt ausmacht?"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.